

## **Die Vertreibung des Sozialen**

### **Bericht zur 18. internationalen, interdisziplinären Tagung der „AG Frauen im Exil“ in Kooperation mit der Alice Salomon Hochschule**

Eine kurze Eröffnung sei vorausgeschickt: die Verfasser dieses Berichtes haben nicht nur zum ersten Mal an einer Tagung der Gesellschaft für Exilforschung teilgenommen, die Thematik ist uns auch – zumindest vom wissenschaftlichen Standpunkt aus – verhältnismäßig neu. Als Studentin bzw. wissenschaftliche Hilfskraft an der Universität Göttingen haben wir zusammen mit sechs anderen Studierenden, die über die bereit gestellten Studienmittel finanziell unterstützt wurden, die Gelegenheit wahrgenommen, die Tagung zu besuchen.

Der Veranstaltungsort war diesmal, dem Thema angemessen, die Alice-Salomon-Hochschule in Berlin. Die Tagung erstreckte sich über drei Tage, von Freitag, den 24.10. bis Sonntag, den 26.10.2008. Der Tagungsort, in Berlin Hellersdorf gelegen („Helle Mitte“), ließ einen interessanten Spannungsbogen erahnen. Das Gebäude der Alice Salomon Hochschule ist an dem zentralen, gleichnamigen Alice-Salomon-Platz gelegen und in einem Architekturstil erbaut, den man als neofunktionalistische Sachlichkeit der 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts bezeichnen könnte. Der große offene Platz vor dem Eingangsportal vermittelt einen Eindruck von Weite, zumal die boulevardartig ausgeführte Hellersdorfer Straße in gedachter Linie direkt auf den Eingang der Hochschule zuführt. Der durchaus komfortable Rahmen des Tagungsprogramms (auswärtig angereiste Teilnehmer waren in einem nahe gelegenen Hotel untergebracht, es gab abends ein warmes Buffet) stach jedoch sichtbar ab von der sozialen Realität des Stadtteils Berlin-Hellersdorf. Drinnen an einem privilegierten akademischen Diskurs mit wissenschaftlichen Vorträgen und anregenden, kultivierten Gesprächen teilzuhaben und draußen einen tristen, bedrückenden Alltag vieler Menschen wahrzunehmen, stellte einen Kontrapunkt dar.

Der Beginn der Tagung fiel zugleich mit dem Ausklang der Feierlichkeiten anlässlich des 100-jährigen Bestehens der Hochschule zusammen, so dass die Teilnehmer sich von der lebendigen und kreativen Atmosphäre an der Alice Salomon Hochschule heute überzeugen konnten. Nach Begrüßung durch die Vorbereitungsgruppe und einem Grußwort durch die Rektorin der ASFH, Christine Labonté-Roset, folgte der Einführungsvortrag von Susanne Zeller zum Thema „Nicht Almosen, sondern Gerechtigkeit – Jüdische Ethik und Sozialarbeit bei den Begründerinnen Sozialer Arbeit als Profession“. Ausgangspunkt der Betrachtung war hierbei eine Beobachtung, welche die Referentin schon früh in ihrer Studienzeit gemacht hat. Ist es ein Zufall, so fragte sie sich, dass die prägenden Persönlichkeiten der Sozialarbeit in Deutschland zum einen jüdischer Herkunft, zum anderen überwiegend Frauen waren? Korrespondierend mit dieser Fragestellung führte sie nun ihre These aus, dass die Pionierinnen der Sozialarbeit in Deutschland von einer spezifischen jüdischen Ethik motiviert gewesen seien, die im Kontext einer beginnenden Emanzipation dieser Frauen sowohl als Jüdinnen wie auch als Frauen im späten 19. Jahrhundert ein maßgeblich bestimmender Faktor ihres Engagements gewesen sei. In diesem Zusammenhang sei aber, so Zeller, auch zu fragen, ob nicht das Engagement dieser Frauen als Kompensation des Verlustes des orthodoxen Judentums interpretiert werden könnte.

Die beschriebene jüdische Ethik, wie sie sie sowohl in der Thora als auch in den Schriften der jüdischen Propheten – sie erwähnt hier insbesondere das Buch Amos – verkörpert findet, sieht Susanne Zeller als Konsequenz aus der biblischen-jüdischen Vorstellung von der Gerechtigkeit Gottes, wie sie die Talmudkommentatoren hervorheben. Diese Gerechtigkeit ist Thora, Weisung, und bedeutet für den Einzelnen eine Verpflichtung vor Gott zum Handeln am Nächsten. Diese Auffassung einer jüdischen Ethik polarisiert sie gegen eine (vermeintlich) christli-

che Auffassung, welche Nächstenliebe auf einen unverbindlich-individuellen und damit willkürlichen Akt des Mitleids reduzieren will. Die These Susanne Zellers knüpft philosophisch an den Versuch des Neukantianers Hermann Cohen an, die praktische Philosophie Kants, insbesondere den kategorischen Imperativ, aus der jüdischen Religion abzuleiten.

Der Samstagvormittag begann zunächst mit einem Vortrag von Inge Hansen-Schaberg zum Thema „Die Vertreibung des Sozialen und der emanzipatorischen Ansätze in der Pädagogik“. Hierin würdigt sie die Leistungen Alice Salomons bei der Professionalisierung und Institutionalisierung der Sozialarbeit in Deutschland. Ausgehend von der Persönlichkeit und Biographie Alice Salomons, schildert sie die Anfänge von deren Wirken im Pestalozzi Fröbel- Haus bis hin zur wissenschaftlichen und sozialreformerischen Arbeit der Dreißiger Jahre. Mit dem Beginn der Nazi-herrschaft wird Alice Salomon nicht nur schrittweise ihrer Arbeit beraubt, vertrieben und entrechtet, es endet auch auf lange Jahre hin der progressive Aufbruch in der sozialpädagogischen und sozialreformerischen Arbeit in Deutschland.

Es schloss sich der Vortrag von Adriane Feustel mit dem Titel „Alice Salomon – Vom Unrecht sprechen“ an. Die Referentin zeichnete zunächst Alice Salomons Schicksal – nach Ausbürgerung und Aberkennung ihrer akademischen Grade – während ihrer Odyssee durch Europa und später in Amerika nach. Sie führte dann aus, dass man sich nach 1945 mit „gewünschten Erinnerungen“ begnügt habe. Das fortwirkende Unrecht nach dem Ende der Nazi-herrschaft bestehe nun gerade in einer konservativ-restaurativen Mentalität der unmittelbaren Nachkriegszeit, welche durchaus an soziale Traditionen und Werte der Kaiserzeit anzuknüpfen bereit war, im gleichen Zug aber die progressiven Ansätze der Weimarer Republik jedoch ignoriert und verschwiegen hat.

Darauf folgte der Vortrag von Franz-Michael Konrad über „Jüdische Soziale Arbeit im Spannungsfeld von Assimilation und Emigration. Siddy Wronsky zwischen Alice Salomon und Henrietta Szoldt“. Konrad hebt in seinem Vortrag die Verdienste Siddy Wronskys um die Methoden der Sozialarbeit hervor (gemeinsame Publikationen mit Alice Salomon). Auf sie, die auch mit dem Sozialpsychologen und Schriftsteller Manès Sperber zusammengearbeitet hat, geht die Einführung der sozialen Fallarbeit zurück (case studies). Konrad thematisiert dabei auch Siddy Wronskys Auseinandersetzung mit dem Übertritt Alice Salomons zum protestantischen Christentum, welches zu dieser Zeit in Deutschland stark von der liberalen, jedoch von antijüdischer Polemik durchsetzten Theologie Adolf von Harnacks geprägt war. Sie habe Leo Baecks gegen Harnack geschriebenes, jüdisch-apologetisches Werk „Das Wesen des Judentums“ als Abgrenzung gegen Alice Salomons Kulturprotestantismus rezipiert, sei aber keine Zionistin gewesen. Dennoch habe sie Deutschland nicht ungern verlassen und sei auf Anregung Henriette Szoldts hin nach Palästina eingewandert. Vor allem diese Aussage zog kritische Nachfragen nach sich.

Der Samstagvormittag schloss mit dem Vortrag von Sieglind Ellger-Rüttgart, „Jüdische Heilpädagogik und Wohlfahrtspflege: Das Beispiel Hanni Ullmann“. Hanni Ullmann – Tochter aus begütertem großbürgerlichem Hause – verlässt das Lyzeum vor dem Abitur und beginnt eine Ausbildung zur Kindergärtnerin am Pestalozzi-Fröbel-Haus. Während der zweijährigen, exzellenten Ausbildung beschäftigt sie sich intensiv mit Pestalozzi, Fröbel, Jung und Freud. Nach Abschluss ihrer Ausbildung arbeitet sie in einem jüdischen Kindergarten der Ahawah in Berlin. Hier kommt sie erstmals mit osteuropäischen jüdischen Kindern in Berührung, deren Eltern aus Polen und Russland eingewandert waren. Sie wird Mitglied beim zionistischen Jugendbund "Blau-Weiß" und heiratet 1929 Ernst Ullmann, mit dem zusammen sie aus zionistischer Überzeugung nach Palästina emigrierte. Trotz schwierigen wirtschaftlichen Beginns in Palästina gelingt es ihr, die Übersiedlung des Ahawah Kinderheims nach Palästina zu

organisieren. Das Kinderheim wird in den folgenden Jahren die wichtigste Einrichtung der Jugendalijah. Hanni Ullmann entwickelt sich zur führenden Persönlichkeit im Bereich der Kinder- und Heilpflege in Israel. 1956 gründet sie die erste Schule zur Ausbildung von Kinderpflegerinnen in Israel, 1974 das Kinder- und Jugendpflegeheim Neve Hanna.

Nach der Mittagspause schloss sich der Vortrag „Hertha Kraus, die Flüchtlingshilfe der Quäker und die Perzeption von Verfolgten/ Geretteten“ von Ursula Langkau-Alex an. Sie dokumentiert die Flüchtlingshilfe der Quäker als von tiefem christlichem Ethos im Geist der Bergpredigt durchdrungen. Sie zeigt, dass die Quäker persönlich äußerst aufopferungsbereit waren, jedoch ihre Hilfe oft von einem strengen Verhaltensreglement beschränkt war (z.B. Ablehnung von illegalen Handlungen). Obwohl sie durchaus kritisch zu bewertende Aspekte der Quäkerhilfe klar darstellt, betont sie das Außergewöhnliche dieser Hilfe und versucht zu fragen, was die Quäker vor anderen Deutschen unterschieden hat. Dieses Thema wurde abgeschlossen von dem Vortrag von Claus Bernet „Magda Kelber, Hertha Kraus und Elisabeth Rotten: Angloamerikanische Ansätze in der intervenierenden Pädagogik“.

Der Abend wurde eingeleitet durch eine Podiums- und Plenumsdiskussion: „Vertreibung und Rückkehr emanzipatorischer Ansätze – die Frau als Subjekt in der Wissenschaft. Der Impuls zur Diskussion wurde vermittelt durch Statements von Astrid Albrecht-Heide, Christine Holzkamp und Birgit Rommelspacher zum Thema: „Versuch der Aufklärung von Motivlagen von Forschenden angesichts historisch hergestellter Hierarchien von Täter-Opfer-Konstruktionen“.

Der Kern der epistemologischen Kritik, die in diesen Einlassungen vorgebracht wurde, richtet sich gegen ein Forschungsparadigma, das sich objektiv wähnt, jedoch implizit von einem nicht reflektierten Geschichtsbewusstsein eines „weißen männlichen Tätertypus“ durchzogen sei. Dieses Täterbewusstsein – von Astrid Albrecht-Heide „inneres Täterheimkino“ genannt – lässt sich in vier Punkten zusammenfassen: (1) eine starke Kategorisierung historischer und biographischer Abläufe (2) damit korrespondierend eine Hierarchisierung von Differenzen (Mann/Frau; arm/reich; Täter/Opfer etc.) (3) die Definitionsmacht darüber, was Unrecht ist, und wer Unrecht zufügt (4) die Gier, immer mehr haben zu wollen. Was zunächst nach einer fundamentalen Infragestellung eines eurozentristischen Wissenschaftsdiskurses aussah (so fragte etwa ein jüngerer Teilnehmer, wie denn beispielsweise ein männlicher deutscher Nachwuchsforscher, der im Täterland sozialisiert wurde, überhaupt noch legitimerweise forschen könne), mündete – ins Konstruktive gewendet – in ein epistemologisch-ethisches Postulat: basierend auf der Prämisse, dass im Sinne von Heinrich Popitz der Machtunterworfenen (Verletzungsoffene) nicht von dem Herrschenden (Verletzungsmächtigen) interpretiert werden will, hat sich die Forscherin/der Forscher stets über seine eigenen, subjektiven Deutungen und Wertungen Rechenschaft abzugeben.<sup>1</sup> Diese Selbstreflexion könne jedoch nur im Austausch mit anderen Forscherinnen und Forschern realisiert werden. Auch sei in der Exilforschung das einzelne Forschungsobjekt für sich zu betrachten, als Subjekt wahrzunehmen und nicht vorschnell zu kategorisieren.

Der Abend fand seinen Abschluss mit dem Schauspiel-Solo von Joanne Gläsel „Heben Sie das gut auf! Das ist mein ganzes Leben!“, nach der Bilderzählung „Leben? Oder Theater?“ von Charlotte Salomon.

---

<sup>1</sup> Dies ist eine Forderung, die in Max Webers Aufsatz: Die Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, Bd.19 (1904), S. 22-87, bereits für die Sozialwissenschaften formuliert wurde. Sie ist zudem ein wesentliches Moment der wissenssoziologischen Ideologiekritik seit Karl Mannheim.

Der Sonntag wurde eingeleitet durch den Beitrag von Eva-Maria Ulmer: „Die Emigration jüdischer Frauen und die beruflich ausgeübte Krankenpflege – welche Möglichkeiten zur Ausübung des Berufes hatten die Frauen im Exil?“. Die Referentin bot einen anschaulichen Abriss der Biographien jüdischer Heilpflegerinnen wie Marion Ferguson, Anni Altschul und Lisbeth Hoche, die ihre bahnbrechenden Arbeiten erst im Exil, nach Umwegen und erneuten Ausbildungen, verwirklichen konnten.

Der Vortrag von Christine Hartig: „Zwischen Emigrationshilfe und Amerikanisierungserwartung – Die Arbeit des German Children Aid“ wurde als Zwischenbericht einer laufenden Forschungsarbeit präsentiert, die Referentin hatte die Gelegenheit, Anregungen und Hinweise älterer Exilforscherinnen aufzunehmen.

In dem Beitrag von Gabriele Fritsch-Vivié: „Der Bund – Soziales, Solidarität, Verbundenheit. Der jüdische Kulturbund in seiner Entwicklung, seiner Aufgabenstellung und seiner Wirkung“ konnte die Referentin einen Einblick in ein faszinierendes, vitales jüdisches Kulturleben unter den Bedingungen von Verfolgung und Diktatur im NS geben. Besonders faszinierend war dabei die Wirkung, die die Kultur auf die noch in Deutschland und hier speziell in Berlin lebenden „jüdischen Menschen“ hatte. Sie konnten ihrem Alltag entfliehen und hatten das Gefühl, doch noch ein wertvolles Leben zu führen. Auch sollte nicht vergessen werden wie vielen Künstlern und auch sonst anders Beschäftigten der Kulturbund dazu verhalf, sich den Unterhalt zu verdienen, da sie ja sonst keine Arbeitsmöglichkeiten mehr hatten. Selbst nach seiner offiziellen Auflösung arbeiteten die Mitglieder unter widrigen Umständen auch in Sammel- und Konzentrationslagern weiter, um den Menschen Freude und Hoffnung zu schenken.

Der letzte Vortrag wurde von Hiltrud Häntzschel gehalten zum Thema: „Dr. jur. Margarete Berent: Der Aufbau eines neuen Rechts im Geist von Egalität, Gerechtigkeit und Freiheit, seine Vertreibung und späte Heimkehr“. Beeindruckend an dieser Frau, die als eine der ersten Frauen in Deutschland überhaupt Jura studiert hat, 1915 in Nürnberg summa cum laude promovieren konnte und nach der Zulassung von Frauen zu den juristischen Staatsexamina ab 1919 diese brillant absolvierte und als Anwältin arbeitete, ist ihr unbändiger Arbeitsgeist. Selbst nach der Vertreibung ins amerikanische Exil lässt sie sich nicht unterkriegen, studiert nochmals und erlangt auch in den USA die Anwaltszulassung. Ihr beachtliches wissenschaftliches Werk war maßgeblich für die schließlich 1957 als Erfüllung des Verfassungsauftrages in Art. 3 GG II vollzogene Gleichsetzung der Frauen im Familienrecht.

Für die Verfasser bleibt eine ganz wesentliche Erkenntnis. Als Nachgeborene in einem Land der Täter können sie begangenes und erlittenes Unrecht weder sühnen noch wiedergutmachen. Es stellt sich aber die Frage, wie dieses Unrecht heute fortwirkt. Eines ist gewiss: Wäre die Weimarer Republik nicht 1933 gescheitert, hätten die meisten der porträtierten jüdischen Vorkämpferinnen erlebt, wie ihr Lebenswerk in Deutschland zur Reifung und Vollendung gekommen wäre. Ihr Beitrag zur Humanität hätte womöglich das Land auf eine Weise verändert, wie es nach 1945 nicht oder nur mit großer Verzögerung geschah. Diese Frauen wären geehrte und bekannte Persönlichkeiten.

Auf einem Gemälde, das 2003 auf der Dokumenta X ausgestellt war, wird eine Folterszene in einem Internierungs- oder Konzentrationslager dargestellt. Das Wesen dieser Unterdrückung ist aber nicht das Zufügen physischer Qualen, sondern die eigentliche Macht der Menschen-schinder wird ausgedrückt in dem englischen Satz: we can make you disappear. Dieses Erbe der Tätergeneration, nicht nur das physische Leben, sondern die ganze soziale und geistige Existenz von Menschen so auszulöschen, als hätten diese niemals existiert, müssen die Kinder

und Enkel der Täter ausschlagen, wollen sie nicht selbst schuldig werden. Ein Recht, doch mit dem leidigen Thema des Nationalsozialismus endlich nicht mehr behelligt zu werden, wie Martin Walser meint, haben die Nachgeborenen nicht.

Das Erinnern an die Ermordeten, Vertriebenen und Entrechteten soll genau das leisten: zeigen, dass diese Menschen gelebt und gewirkt und wie sie gewirkt haben. Aber auch beim Erinnern und Rekonstruieren der Exilbiographien darf nicht stehen geblieben werden. Es lohnt sich, an die Arbeit der hier porträtierten Pionierinnen der Sozialarbeit in Deutschland anzuknüpfen und deren Impulse für die eigene Forschungs- oder soziale Arbeit aufzugreifen.

Monika Brüggemann und Christian von der Brölie, M.A.

Goßlerstraße 46

37075 Göttingen

E-Mail: [pontevirina@gmx.de](mailto:pontevirina@gmx.de); [nigromontanus@gmx.de](mailto:nigromontanus@gmx.de)